



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n s c h a u.

Otto Freiherr v. Manteuffel. Ein preussisches Lebensbild von George Hefekiel. — Wir entlehnen aus dieser Brochure, die übrigens ziemlich langweilig geschrieben ist und auf eine gemeine Lobhudelei herauskommt, einige Notizen über das Leben des preussischen Ministers. — Er ist am 3. Februar 1805 zu Lübben in der Niederlausitz geboren. Sein Vater war Regierungsrath, später, schon im 30. Jahre, Regierungspräsident, und starb bald darauf, 1812; die Mutter, eine geborene v. Thermo, aus einer Familie, die schon über ein Menschenalter die Landrathsstelle im Kreise geführt hatte, zwei Jahre früher. Die Familie war von beiden Seiten bei der landständischen Verfassung ihrer Gegend sehr stark theilhaftig gewesen. Zu dem genauesten Umgang seines Vaters gehörte Ernst v. Houwald, von dem Herr v. Manteuffel die schönen Gleichnisse gelernt haben mag, mit denen er den Schluß seiner sonst ziemlich inhaltlosen Reden zu würzen liebt, die Gleichnisse vom Vogel Phönix und von der lahmen Ziege. Der Vater muß übrigens als Privatmann einen vortrefflichen Charakter gehabt haben; wenigstens spricht ein ziemlich langer Brief an den Hauslehrer seiner Kinder, der uns mitgetheilt wird, die edelsten Gesinnungen und die verständigsten Grundsätze aus. Wir sind überhaupt der Ueberzeugung, daß bei dem bei weitem größern Theil unserer preussischen Aristokratie, wenn man von den fatalen politischen Beziehungen absieht, ein sehr sittliches und erfreuliches Familienleben zu finden sein wird, welches sie wesentlich von der französischen unterscheidet. Wenn er daher in den Berliner Witzblättern stets mit seinem Söhnchen in dem Arm abgebildet wird — von welcher historischen Person wir beiläufig erfahren, daß sie sechs Jahre alt ist — so darf uns die väterliche Brille auf den Augen des Kindes nicht stören; das Symbol an sich ist ganz richtig, Herr v. Manteuffel ist ein übler Minister, aber ein ehrenwerther Privatmann. — Nach dem Tode seines Vaters kam er mit seinem Bruder Karl, der ein Jahr jünger ist, in das Haus eines Oheims, Oberlandesgerichtspräsident in Frankfurt. Seine Erziehung wurde durch Hauslehrer geleitet, bis er 1819 mit seinem Bruder in Schulpforte aufgenommen wurde. Er hat sich in dieser durch ihren einseitigen, aber energischen Classicismus ausgezeichneten Schule große Anerkennung verschafft. In den Jahren 1824—1827 hat er in Halle studirt, sich neben seiner Jurisprudenz sehr eifrig mit allen „ritterlichen“ Leibesübungen beschäftigt, sein Jahr abgedient (in Folge dessen er bis 1846 der Armee als Landwehrofficier angehörte); dann hat er in der angemessenen Zeit die ersten beiden juristischen Examina absolvirt, ist 1830 in Frankfurt zur Regierung übergegangen und hat mit einem seiner Oheime, dem sächsischen Finanzminister Manteuffel, eine Reise nach Paris gemacht. Bekanntlich stürzte dieser Minister durch die Dresdner Revolution. Die Abneigung seines Neffen gegen den Liberalismus, die schon durch die royalistische Gesinnung seiner Familie vorbereitet war, mag dadurch neue Nahrung erhalten haben. — Bald darauf erhielt er die Verwaltung eines Landrathsamtes und wurde, nachdem er das große Staatsexamen bestanden, 1833 zum Landrath von Luckau ernannt, wo er mit seinem väterlichen Rittergut Rahnsdorf angefessen ist, in welchem ihm seine mütterlichen Oheime seit funfzig Jahren vorangegangen waren, und in welchem ihm sein Bruder folgte. Er hat sich während seiner Amtsver-

waltung als tüchtiger Geschäftsmann und als unermüdlicher Arbeiter bewährt; er hat sich auch an der ständischen Behörde, der Landesdeputation, lebhaft betheilig, und seit dem Jahre 1833 als ritterschaftlicher Abgeordneter dem Brandenburger Provinziallandtag beigewohnt. — Im Jahre 1841 wurde er Oberregierungs Rath in Königsberg, verheirathete sich noch in demselben Jahre mit Fräulein Bertha v. Stammer, und wurde 1843 Vicepräsident der Regierung zu Stettin. Dem Johanniterorden, der Anerkennung seiner aristokratischen Abkunft, folgte nun noch der bureaukratische rothe Adlerorden. — Im Jahre 1844 übertrug ihm der Prinz von Preußen, damals Vorsitzender des Staatsministeriums, den Vortrag über alle Gegenstände, die aus den verschiedenen Ministerien an ihn gelangten. Diese Stellung hat viel dazu beigetragen, ihm jene Einsicht in die Gesamtverwaltung des Staates zu geben, die den liberalen Ministern des Jahres 1848 abging. 1845 wurde er Director im Ministerium des Innern, und fand im vereinigten Landtag von 1847 Gelegenheit, mit seinem Bruder, mit Bismark und Schönhausen u. s. w. die Sache der conservativen Partei zu vertreten. Nach der Revolution gehörte er zu den sehr Wenigen, die im zweiten Landtag gegen das allgemeine Wahlrecht protestirten. Er blieb übrigens in seiner amtlichen Stellung, wie die meisten Bureaukraten der alten Zeit, zum Theil, weil man ihre Geschäftskennntniß nicht entbehren konnte. Man muß diesen Umstand erwägen, um zu begreifen, wie wenig die liberalen Ministerien die Herren des Staats waren, da die Armee ohnehin ihnen ganz fern stand. „Noch heute erzählt Herr v. Manteuffel in engern Kreisen mit einer Art von Schauder von den damaligen Sitzungen des Staatsministeriums, in welchen von Jung und Alt, von Groß und Klein, von Assessoren und von Ministern im schönsten Verein unter dem Dampf der Cigarren über das Wohl und Wehe Preußens berathen wurde.“ — Der Charakter der Novemberregierung muß nicht nur ihren Gegnern, sondern auch dem unbefangenen Beobachter in vieler Beziehung als ein provisorischer erscheinen; eine Verwaltung, die theils vom Militair, theils durch Bureauchefs geleitet wird, kann wohl dazu dienen, einen Staat, der durch augenblickliche Unruhen aus seinen Fugen gerückt ist, wieder in Ordnung zu bringen, allein sie kann ihm in verhängnißvollen Zeiten nicht das Gepräge einer selbstständigen Politik ausdrücken. Außerlich hat es nun zwar den Anschein, als ob das Provisorium in ein Definitivum verwandelt sei; der neue Ministerpräsident gibt allwöchentlich glänzende Soiréen, denen nicht nur die märkische Aristokratie und das diplomatische Corps, sondern auch hohe, höchste und allerhöchste Herrschaften die Ehre ihrer Gegenwart zu Theil werden lassen, indessen das allein reicht noch nicht aus. Wir sehen in der innern wie in der äußern Politik der preussischen Regierung ein beständiges Schwanken nach entgegengesetzten Richtungen hin, das bei dem Eintritt der Krisis Preußen schon einmal an den Rand des Untergangs gebracht hat und in jedem neuen Fall das ähnliche Resultat liefern wird. Man hat dieses Schwanken zu beschönigen gesucht durch die Einmischung anderweitiger Elemente in die Regierung, jener geistreichen Romantiker, die mehr erfinderisch als solid waren, und man hat Herrn v. Manteuffel wegen seiner Theilnahme an der Radowig'schen Politik aus demselben Grunde entschuldigt, der auch sein Bleiben im Amte unter den liberalen Ministerien rechtfertigen soll, daß dadurch nämlich wenigstens der ungestörte Fortgang der Staatsgeschäfte ermöglicht wurde. Wir wollen das dahingestellt sein lassen; jedenfalls gibt es keine tröstliche Aussicht für die Zukunft, wenn ein Minister an der Spitze steht, der zwei Jahre hindurch an einer nach seiner Ansicht verderblichen

Politik thätigen Antheil genommen hat. Manteuffel's Verdienst wie seine Schwäche liegt in dem Wesen der preussischen Bureaokratie überhaupt, welches sein eigener Parteigenosse, Herr v. Usedom, in seinen bekannten Briefen über Politik vortrefflich charakterisirt hat: sie hat eine gute Schule und weiß sich in den Kreisen, wo ihre Routine ausreicht, mit Einsicht und Gewissenhaftigkeit zu benehmen; aber sie hat kein selbstständiges Leben. Wenn eine große Frage zu erledigen ist, über die ihre Compendien keine Auskunft geben, so ist sie rathlos und weiß dann höchstens durch ein Berliner Bonmot, ein Gleichniß von der lahmen Ziege und dergleichen, ihre Verlegenheit zu verstecken.

„Die Politik der baierischen Staatsregierung“ ist in München als Brochüre unter die Kammermitglieder vor etwa vierzehn Tagen gratis vertheilt und dem übrigen Publicum für 12 Kreuzer abgelassen worden, die Wohlfeilheit macht sie populair. Dennoch kommt man erst in der Ernüchterung der Fasten dazu, sich mit ihr zu befassen, und selbst ascetischer Ultramontanismus kann in dieser Beschäftigung kein unerlaubtes Vergnügen der vierzig bußfertigen Tage erblicken. Die N. Münchener Zeitung versichert, daß diese 61 Octavseiten weder auf Veranlassung der Regierung, noch unter ihrem Einflusse geschrieben, sondern zuerst im „constitutionell-monarchischen Verein für Freiheit und Gesetzmäßigkeit“ von ihrem Verfasser vorgelesen worden seien. Das ist wahr, der Mann, welcher sich als Verf. nennt, hat die Brochüre in jenem langathrigen Vereine vorgelesen. Der N. Münchener Ztg. mußte jedoch allerdings daran gelegen sein, die wahre Ursprungsquelle kundzugeben, da alles Episodische des Schriftchens (z. B. über die kurhessische Frage) nur zweiter Aufguß ihrer eignen herrlichen Leitartikel ist, und was sich auf die deutsche Politik Baierns bezieht, eine schlechte Paraphrase der Pfordten'schen Rede vom Ministertische. — An und für sich ist dieser Panegyricus über alle Begriffe unbedeutend; bedeutsam nur insofern, als mit wahrhaft beneidenswerther Unbefangenheit darin die ganze ministerielle Phraseologie des vorigen Frühling und Sommers festgehalten ist, als wäre seitdem die Welt stillgestanden und nichts von alle dem als Phrase kundgegeben worden, was damals für heilige Ueberzeugung passirte. Die Schrift ist ganz gut für Altbaiern berechnet. Mit dem Schlusse des Landtags hörte dort jede politische Theilnahme auf, und die große Menge verkehrt noch in der Gedankenstellung von damals, knüpft heute dort am leichtesten wieder an. Lob, Lob, Lob der baierischen Politik in jeder ihrer Wendungen seit 1848 ist natürlich die Summe des Ganzen, Tadel, Verachtung, Verdächtigung der preussischen Politik die unvermeidliche Würze des Gerichts. Es ist eben eine Oratio pro domo, minder schön stylisirt als die Ciceronianische, aber nicht minder erfüllt von Verdrehungen der Thatfachen, Sophismen und banalen Advokatenkniffen. Auch die ganz neue Melodie von den „Herren Professoren“ und den „Kaisermachern“ wird darin aufgespielt, wie nicht minder jenes bekannte Maëstroso von der „gerechten Anerkennung, daß die baierische Staatsregierung auf der einmal betretenen schwierigen Bahn, unter den vielfachsten Kämpfen muthig und ehrenvoll fortgegangen ist,“ daß Baiern schon im Mai 1849 „als der Hort für die Rettung der deutschen Einheit erkannt war,“ daß „eine wahrhafte Einigung des ganzen Deutschlands nur mit Bewahrung der Stammeseigenthümlichkeiten“ erreicht werden könne u. dergl. mehr. Diese von der baierischen Regierung beobachtete Politik, die „von ihr bewiesene Kraft“ haben denn auch das große Ziel erreicht, daß Baiern auf den Dresdner Conferenzen „ein gewichtiges Wort sprechen kann.“

„Daß der Vertreter Baierns (es sind aber deren drei zu Dresden, und komischer Weise gerade drei ursprüngliche „Herrn Professoren“ v. d. Pfordten, v. Hermann und Dönniges), treu seinem Grundsatz für ein einiges großes Deutschland und für Baierns Wohl auch in Dresden wirken werde, dessen dürfen wir gewiß sein, und es läßt uns mit mehr Beruhigung den Ausgang der dortigen Verhandlungen erwarten.“ Nach diesem Schlusssatz bedarf es kaum mehr einer weitem Anführung. Nur möchten wir den einen goldnen Satz nicht unerwähnt lassen, welcher uns erklärt, inwiefern Baiern seiner Zeit den höchsten Beweis seines wahrhaft zeitgemäßen Patriotismus durch den Antrag auf Wiederherstellung des alten Bundestags gegeben hat. Es geschah zunächst, um den von Preußen vorgeschlagenen, in vorschauender Weisheit als unausführbar erkannten freien Conferenzen zu widerstehen; darnum mußte „Baierns Staatsregierung im Gefühle ihrer Pflicht und ihres Strebens nach Deutschlands Fortschritt“ in der dritten Sitzung der Bundesplenarversammlung am 7. Aug. 1850 „für Reaktivirung der Bundesversammlung“ stimmen. O kluger Daniel, o weiser Richter!

Trotzdem sitzen heut drei Abgesandte aus Baiern in den „freien Conferenzen“ zu Dresden! Und sie sprechen dort ein „gewichtiges Wort.“ In wessen Namen sie sprechen, kann freilich zur diplomatischen Frage werden. Herr v. d. Pfordten hat bei seinen öftern Abreisen von hier, Herr von Hermann ebenfalls keine Abschiedskarten hinterlassen. Dafür lautet die Karte des dritten Professors „Legationsrath W. Dönniges, Bevollmächtigter Sr. Maj. des Königs von Baiern.“ Was heißt das? Ist Herr Dönniges königlicher Bevollmächtigter in indefinitum oder ad hoc? Jedenfalls legt er sich da einen Titel bei, welcher größere Machtvollkommenheit bezeichnet, als sie noch jemals einem Staatsdiener, außer etwa einem Alterego unter Ausnahmeverhältnissen gegeben ward. Bis jetzt gab es nur bevollmächtigte Minister, d. i. Diener und Plenipotentiars ad hoc. Indessen hat diese neue Stellung noch nicht gerade zu diplomatischen Bedenken oder gar zu weitem Schritten Veranlassung gegeben. Man lächelte in München nur flüchtig, wenn man bei den Carneval-Soirées die anmaßliche Karte im Körbchen auf dem Pfeilertisch zufällig obenauf gelegt fand.

Aus München. Die hiesigen Gutgesinnten bieten Alles auf, um sich nicht verstimmen zu lassen und doch will es nur den wenigsten gelingen, fast nur jenen reinen Seelen, die sich, so lange der Gehalt ruhig fließt, um nichts Irdisches bekümmern. Die „Münchner Aufstellung“ hat ihren magischen Reiz verloren — Preußen und Oesterreich halten es am Ende doch für würdiger, sich nach eigenen Hesten zu zanfen, als unter der bayrischen Hegide sich zu versöhnen. Ein anderes Prachtstück, der macedonische Eroberungszug an den churhessischen Indus, hat uns zwar wenig Ruhm, aber desto mehr Kosten eingebracht. So bleibt uns am Ende wenig andere Errungenschaft aus den vergangenen Monden, als die Dankgebete, die aus dem verödeten Hessen zum Himmel aufsteigen für seine constitutionellen Heilande, die es von dem schmähhlichen Joche — nicht des Herrn v. Sassenpflug — sondern seiner Verfassung erlösten. Daß die Volksvertretung am Bunde ihrem unvermeidlichen Schicksale erlegen, hat uns dagegen weniger betrübt. Wir haben sie unter der Hand schon früher als eine seelenlose Grille bezeichnet, überdies als eine verwerfliche Reminiscenz des Frankfurter Parlaments — jenes zauberhaften Blendwerks, das trotz seines Mangels an eigentlicher Berechtigung feltamerweise nicht allein den träumerischen Germanen imponirte, sondern auch den Europäern, das

alle Nachbarn zum Schweigen brachte, den Rath Rußlands so entbehrlich machte, als den französischen Schutz und dem Deutschen in scheinbarer Nähe eine Größe zeigte, die jetzt beim besten Willen Braunschweigs und Sachsen-Coburgs nicht mehr zu erreichen sein möchte. Ohne weise sein zu wollen, darf man doch alle weitere Jagd nach diesem tudesquen Phantom widerrathen, denn was hat das ohnmächtige, verlotterte deutsche Volk in die Belange einer großen Nation von fünfzig Millionen hineinzureden? Welcher anständige Diplomat wird eine solche Unanständigkeit bevorworten? Und was gehen uns die Schleswiger, die Holsteiner an? Ihre Leiden werden sie schon selber tragen. Wer die Schande davon hat, sind wenigstens nicht wir, und wegen ihres blinden Vertrauens auf die deutschen Gewaltthaber des Tages wird sie ohnedem die Geschichte vor ihren Richterstuhl ziehen. So abgekühlt bei jedem Blicke in die kalte Außenwelt zieht sich der gute Bürger wieder gern in die warme Jacke des Particularismus zurück und jeder Stamm geht allmählig wieder an sein Pensum, wo er's vor der Revolution gelassen. Wir z. B. werden uns mit der Frage beschäftigen, ob wir ohne Nachtheil für unsre armen Seelen der Jesuiten — namentlich der schweizerischen — noch länger entrathen können, ob die Muttergottes von Mauerbach wirklich die echte gewesen, ob es heilsam sei, wie die acht Heiligen von Freising meinen, den Staat zum Land hinauszurufen, oder ihn, soviel er auch zu wünschen läßt, noch länger nachsichtig mitthun zu lassen. Im ultramontanen Fache wird wieder mit großem Fleiß gearbeitet. Fehlt nur der unvergeßliche Herr von Abel und ein paar seiner geschickten Amanuenses, um der Sache die Weihe d. h. das wahrhafte Pikante zu verleihen, denn allweil will's noch nicht recht schnurren. Es ist freilich wahr, und es fehlt hierüber nicht an Geständnissen, daß viele und sonst wackere Herzen dies inwendige Leben für kümmerlich und unbefriedigend halten und sich nach andern Trostgründen umsehen, z. B. nach den großen Segnungen, die aus der Pflege der materiellen Interessen hervorbühen sollen. In der That liegt jetzt ganz Deutschland ausgestreckt wie eine Danae, um den kommenden Goldregen aufzunehmen in den schönen Leib. Gold ist allerdings ein sehr werthvolles Hausgeräthe und in der Wirthschaft viel besser anzuwenden, als ein Faß voll patriotischer Schwärmereien. Nur wird dabei immer zu berücksichtigen sein, daß sich, wenigstens wie Lizt und seine Schüler behaupten, die Freiheit da am ersten einfunde, wo Geld und Gut sich eingefunden. So würde am Ende der öffentliche Wohlstand die alten Ideen zu der Hinterthüre hereinführen, und dann entstünde neuerdings die Frage, wie lange sich eine Masse von 50 Millionen Malcontenten mit Ruhe und Gemüthlichkeit regieren lassen, und wie viele Polizeidiener dazu erforderlich seien — da wären wir dann am alten Flecke.

Die Soirées sind vorüber, die Fastendiners haben begonnen; der Winter hat von neuem angefangen und die Akademie hat gegen Hrn. Fallmerayer ein Misbilligungsvotum darüber beschlossen, daß er die Kiegseis'sche Gedächtnisrede auf den Dr. v. Waltherr nicht unter aller Kritik gefunden hat. Der Landtag hat nach den Fastferien seine Sitzungen wieder aufgenommen und soll sogar im Centrum entschlossen sein, jenen Gesetzentwurf über die Berathung der Regierungsvorlagen durch Ausschüsse nicht anzunehmen. Thut er's nicht, so wird er wahrscheinlich ohne Gesetz vertagt. Mit diesem Bewußtsein lebt er. Im Uebrigen ist's still und kalt, man könnte vielleicht behaupten kälter als je, nämlich in den Gemüthern und Stimmungen. Gott bessere es, Aussicht ist wenig dafür.

Ein Brief und eine neue Oper von Heinrich Marschner. — Ein Nr=

tikel der Grenzboten in No. 2 d. J., welcher die Absicht hatte, das Talent dieses bedeutenden Künstlers zu charakterisiren, hat einen Brief desselben an die Redaction veranlaßt, aus welchem wir einige Bemerkungen von allgemeinem Interesse hervorheben:

„Für den *Vampyr* bin ich wahrlich nicht blind eingenommen, auch nicht aus Dankbarkeit, weil er mich in weiteren Kreisen bekannt machte, und ich bekenne willig, daß ich mit seiner Composition eigentlich eine ästhetische Sünde begangen habe, die um so größer ist, je weiter ihre Verbreitung sich ausgedehnt hat und noch jetzt, nach 23 Jahren fortfährt zu wirken. Auch gebe ich gerne zu, daß ich im Ausdruck oft zu excentrisch gewesen bin, hie und da zu starke Mittel gebraucht und überhaupt mannigfaltig gefehlt habe. Aber von der Gerechtigkeit des Vorwurfs, daß die Musik dieser Oper vollständig Webern entlehnt und nach seiner Chablone gearbeitet sei, kann ich mich doch nicht überzeugen. Das von Weber in seiner *Wolfschlucht* in nur kleinen rhapsodischen Sätzchen, ohne äußern und innern Zusammenhang, angedeutete dämonische Wesen gibt keine Chablone zu der Introduction des *Vampyr*. Da Weber weder im *Freischütz* noch im *Oberon* rechtschaffne Finale gegeben hat, so mußte ich im *Vampyr* mir erst meine eigne Chablone schaffen und ist sie, wie ich wohl glauben will, auch hie und da, namentlich im ersten Finale, etwas zu breit geworden — was ich übrigens in den Partituren selbst abgeändert habe — so darf ich diese Form doch wohl, wie so manches Andre in der Oper, wozu Weber mir kein Muster gegeben, mein eigen nennen. Ich finde es übrigens natürlich, daß man damals, als mein *Vampyr* erschien, so bald nach Webers Tode und wegen meines mehrjährigen Zusammenlebens mit ihm, mich seinen Schüler und Nachahmer nannte, um so mehr, als auch ich mir die Schilderung einer dämonischen Welt zur Aufgabe gestellt und Anlaß zu manchem Vergleich gegeben hatte. Daß mir manche, Webern ähnliche musikalische Redewendung in einer für diesen so enthusiastischen Stimmung und Zeit entschlüpfte war, gab jener Meinung mehr Gewicht.

Was nun die Opern betrifft, welche nach dem Heiling von mir erschienen sind, nämlich: *Schloß am Aetna*, *Bäbu* und *Adolph von Nassau*, so möchte ich diesen gegenüber den Vorwurf, daß ich zu viel geschrieben, nicht gern gelten lassen. Von 1833 — wo der Heiling erschien, bis zum Jahre 1845, in welchem meine letzte Oper *Adolph von Nassau* zur Aufführung kam, sind es volle 13 Jahre, und für diese Zeit sind 3 Opern, welche ich dem Publicum vorzuführen wagte, doch nicht zu viel.

Als der *Bäbu* meiner musicalischen Phantasie als Object entgegentrat und mich zur Composition drängte, so beseelte mich dabei kein anderes Motiv als die Freude, für die Idee, die mich beim Schaffen meiner beifällig aufgenommenen Bilder des Orients und der Klänge aus Osten belebt hatte, ein noch größeres und für die Musik ein noch ziemlich unbebautes Feld gewonnen zu haben. Die Mischung des Occidentals mit dem Orient schien mir für ein neues Farbenspiel der Töne sowohl, wie für Mannichfaltigkeit der Charakteristik und des Rhythmus ein glücklicher Gedanke, und so gab ich mich mit aller Liebe und Begeisterung der neuen Arbeit hin. Die Oper wurde hier in Hannover zum ersten Male sehr gut und mit größtem Beifalle gegeben, so lange als — Fräulein *Jazedé*, jetzt *Madame Herbst* in Coburg, die *Dilafrose* gab. Seit dieser Zeit hab' ich selbst die Oper zurückgehalten. Die Handlung dieser Oper spielt übrigens nicht in China, sondern in Calcutta. Zur Vervollständigung der Liste all meiner dramatischen Compositionen, will ich nur noch bemerken: daß die *Kozebue'sche Operette*: der *Ryffhäuser Berg* mein erster dramatischer Versuch war, wovon der Cla-

vierauszug in Hamburg bei A. Franz erschienen ist. Hierauf folgte eine dreiactige Oper: Saidar, von Hornbostel, darauf erst Heinrich IV. von demselben Dichter, welche Oper Weber in Dresden zur Aufführung brachte. Dieser folgte: Lucretia (die römische) von Gschlager. Hierauf schrieb ich im Auftrag der Intendanz zu Dresden: Prinz v. Homburg, d. h. Duverture und Zwischenacte. Hierauf 1823: Ali Baba, von Th. Hell in Dresden; 1824: Schön Ella, von Fr. Kind; 1825; Der Holzdieb, von Fr. Kind; 1825: Die Musik zu Darius und Alexander, von Uechtriz; 1827: Vampyr (in Leipzig); 1828 — 29: Tempel (in Leipzig); 1830: Falkner's Braut (in Leipzig) für das Königsstädter Theater in Berlin und für Spitzeder. Die Aufführung dieser Oper wurde durch das Königl. Hoftheater in Berlin behindert, welches vorgab, dies Werk stehe bereits auf seinem Repertoire, obwohl die Intendanz von der Existenz desselben erst durch das von der Verwaltung des Königl. Theaters eingereichte Repertoire Kenntniß erhielt. Dadurch wurde es Letzterer unmöglich, ihre gegen mich eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen und durch Spitzeder's Mitwirkung der Oper bedeutendere Wirksamkeit und Verbreitung zu sichern. Kurz, das Königsstädter Theater durfte diese Oper gar nicht geben und das Königliche ließ mich auf seine — mir Ersag gewähren sollende — Aufführung und Bezahlung der Oper von 1830 bis — 1838 warten. Dafür gab sie aber auch die Oper so vortrefflich, daß bei der Aufführung derselben einer der Sängern (buchstäblich wahr!) seinen Singpart in der Hand abhaspeln mußte. In Prag legten sie, statt meiner Musik, zwei Spohr'sche und eine italienische Piece ein. Darauf klagte die dortige Kritik, ohne die bekannten Eindringlinge zu kennen oder zu nennen, über zu viele und auffallende Reminiscenzen! — In — ließ ein großer, bedeutender Componist und Kapellmeister im Heiling nach der ersten Aufführung regelmäßig die mit großem Beifall aufgenommene Duverture, als den Zusammenhang störend, hinweg. In Hamburg wurde bei der ersten Aufführung bei zwei größern Musikstücken mitten drin abgebrochen, weil der Sänger keine Note davon wußte und abgehen mußte. Darauf ward in den den Sängern freundlichen Journalen gesagt: Die Musik sei zu unfasslich geschrieben, als daß sie irgend ein Mensch auswendig lernen könne. Rechnen Sie zu solcher Misère noch die patriotische Unlust der Theaterdirectionen, Honorare zu bezahlen, und die Faulheit und Ungeschicklichkeit der Mehrheit deutscher Sängern, welche es vorzieht lieber leichte, geistlose Musik zu memoriren, als sich irgend einer Idee zu fügen oder gar sich ihr gänzlich zu unterwerfen, so werden Sie die Unlust, selbst eines eifrigen und enthusiastischen Componisten, noch fernerhin Wasser in's Meer zu schütten und auch mein längeres Schweigen nicht mißverstehen, und nicht glauben, Zweifel an der eigenen Schöpfungskraft sei Ursache davon."

Wer kann leugnen, daß die Klagen des verehrten Componisten über die Behandlung von Kunstwerken durch die meisten deutschen Theater gerecht sind! Schon vor dem Jahr 1848 war die überwiegende Mehrzahl der größern deutschen Bühnen in einem Zustand traurigen Verfalls, die letzten drei Jahre haben ihnen ein so hinfälliges und greisenhaftes Ansehn gegeben, daß es zum Erbarmen ist. Aber eben deshalb hilft es nicht mehr über sie zu klagen, sie sind durch Worte nicht zu bessern, nur durch Thaten. Der deutsche Componist und Dichter, welcher die Kraft hat etwas Tüchtiges zu schaffen, kann sehr wesentlich dazu beitragen, unsere Bühnen zu regeneriren, wenn er die Directionen zwingt, ihm zu Gefallen zu handeln. Das kann er dann, wenn er versteht der Kunst mit Adel zu dienen und doch zugleich die große Menge an sein Talent zu

fesseln, das heißt sowohl edel, als populär zu schreiben. Ferner aber dadurch, daß er den Theatern gegenüber mit allem Selbstgefühl eines tüchtigen Mannes auftritt und sehr genau specificirte Bedingungen stellt, welche sein Werk und den Lohn dafür wenigstens theilweis zu sichern geeignet sind. — Aus dem Schluß des Briefes entlehnen wir, daß Hr. Marschner, trotz seiner ersten Erfahrungen, doch eine neue Oper in 4 Akten vollendet habe. Wir begrüßen diese neue That des vortrefflichen Künstlers mit Freude und froher Erwartung.

Kleine Geschichten aus Warschau. — M. S.! Erlauben Sie mir, zu den größeren Schilderungen aus Polen und Rußland, welche die Grenzboten bringen, einige kleine Zusätze zu machen. Es sind schnelle Eindrücke, wie sie der Reisende erhält, welcher aus Deutschland kommt, und charakteristische Züge, welche vielleicht als Bestätigung anderweitiger Mittheilungen Ihres Blattes Interesse haben werden.

Man hat Warschau zuweilen das Paris des Nordens genannt, und etwas Wahrheit liegt in dem Vergleich. Die Straßen, das lebendige Treiben, der Schmutz ohne Gleichen, die Eleganz der höheren Classen, — viele einzelne Züge stimmen zusammen.

Der Schmutz ist die Eigenschaft Warschau's, welche dem Fremden am auffälligsten entgegentritt. Es ist ein schlechter Gegenstand der Unterhaltung, aber wer nach Warschau kommt, wird so voll davon, daß er davon sprechen muß. Nicht auf den Straßen allein liegt der Schmutz; Paris ist in dieser Beziehung schlimmer, zumal seit der Macadamisirung seiner Boulevards. Aber auch in den Hôtels übersteigt die Unreinlichkeit alle Vorstellung. Der polnische Adelige reist nie ohne Bett und Dienerschaft. Die letztere ist bei dem reichsten Cavalier nicht sauberer, noch manierlicher, als bei dem Heruntergekommenen. Auf den Gütern geht die Magd, der Knecht häufig barfuß und zerlumpt, während die Herrschaft dem ersten Pariser Modejournal entsprechend gekleidet ist. Die Hôtels sind natürlich diesen Gästen gemäß eingerichtet. Einige wenige ausgenommen, kann man nirgend einzelne Zimmer bekommen, sondern muß immer ein oder zwei Bedientenstuben daneben ertragen. Diese sind allen Schmuckes baar; eine dürftige Bettstelle, worin ein schmutziger Strohsack liegt, ein Bettschirm, vielleicht noch ein roher Holztisch bilden das ganze Mobilien und zugleich die unsauberste Entrée, die man seinem Zimmer geben kann, denn sie liegen immer vor diesem.

Die Bedienung der Gasthöfe ist dem ganzen Zuschnitt der Wirthschaft nicht unähnlich. Man trifft sein Bett am Abend häufig noch im gleichen Zustande, wie man es Morgens verließ. Dafür sieht man beim Scheiden ein halbes Duzend bettelnder Kellner, Mägde, Hausknechte zc. in seinem Zimmer aufmarschiren und Posto fassen, ohne daß man sich einer andern Dienstleistung als etwa der Heizung erinnert, bei welcher aber jeder dieser Supplicanten wirklich der Reihe nach Hand angelegt hat. — Hôtels Cracowski, auch das „deutsche“ Hôtels sind erträglicher, ohne den Comfort eines deutschen Gasthofs zweiter oder dritter Classe nur annähernd zu erreichen. Ueberdies sind die wenigen bessern Hôtels immer besetzt und man kann vor acht bis zehn Hôtels fahren, ehe man Aufnahme findet.

Allenthalben aber herrscht der Schmutz in voller Autorität. Des Morgens fährt man z. B. nie ohne Weiteres in seine Kleider, sondern beginnt allemal sein Tagewerk mit einer kleinen Jagd (für Kurzsichtige und bei geringer Uebung an jedem Morgen kaum mehr als acht bis zehn Bampyre). Die Blüthe dieser nationalen Eigenschaft, des

Schmuzes, findet man übrigens in der anspruchslosen Einfachheit und rücksichtslosen Behandlung jener Gemächer, welche der bescheidene Deutsche mit O, der acute Franzose dagegen sinnreich mit „ici“ zu bezeichnen pflegt.

Fügen wir noch hinzu, daß die „Factors“ auch in Warschau Juden sind, daß die Dienerschaft fast nur polnisch spricht, daß den Reisenden Bett, Handtuch, Bettlaken zc. einzeln berechnet werden und daß Restauration und Café, von der Verwaltung des Hôtels völlig getrennt, andern Unternehmern gehören, — so glauben wir so ziemlich alles Material zur flüchtigen Beschreibung eines Warschauer Hôtels zusammengetragen zu haben.

Die Stadt selbst ist großstädtisch gebaut. Breite Straßen, große Plätze, stattliche Paläste. Die Beleuchtung aber wird durch hängende oder stehende Dellaternen bewerkstelligt und ist mangelhaft. Einzelne Straßen sind chaussirt. Die Ladenschilder und Straßennamen sind in russischer und polnischer Sprache, — die erstere obenan. Die russischen Farben bedecken jeden Schlagbaum, jeden Laternenpfahl und jedes Wachthaus; der schmale Strich polnischen Roths läuft fast unsichtbar dazwischen.

Mit Ausnahme der Artillerie, welche noch den alten Czako hat, trägt die Infanterie Pickelhäuben, Jäger, Füseliere und Polizei-Soldaten gut preussisch mittelalterliche Pickelhäuben. Die russische Armee hat dadurch einen Anstrich von Civilisation erhalten. Man denkt unwillkürlich bei der äußern Modernisirung der Truppen an deren immer naheliegende Verwendung in Ländern höherer Cultur und an die aller Orten hervorschauende Absicht, sich in solchen Eventualitäten wenigstens äußerlich ebenbürtig zeigen zu können.

Eine schöne Truppe sind die Tscherkessen; größtentheils stattliche Gestalten auf muntern, kurzen Pferden, ähnlich den Lithauern. Die Uniform besteht in einem bis unter's Knie herabreichenden Waffenrock von dunkelblauer oder schwarzer Farbe, mit gleichfarbigen Beinkleidern. Auf der Brust sind rechts und links je 7 fingerdicke Patronenbüchsen von 5—6 Zoll Länge nebeneinander geheftet, sie dienen zugleich als geschmackvolle Verzierung. Alle weiteren Abzeichen werden verschmätzt. Nur der Kragen der höhern Officiere ist mit Silber gestickt, bei einigen fast ganz silberfarben und auf der linken Brust sind die Patronen vor Orden und Kreuzen nicht sichtbar. Die Bewaffnung der Tscherkessen besteht in einer über der Schulter hängenden Büchse, welche sie sorglich in Lederfutter verwahren, in einem gekrümmten Säbel ohne Korbgriff, in Sattelpistolen und einem breiten, blanken Dolchmesser, welches vorn am Leibgürtel drohend hängt. Säbel und Messer ruhen indessen in der Scheide und nur die lange Peitsche am gelb und weißen Stock führen sie in der Hand. Bei rauhem Wetter hängen sie einen kurzen schwarzen Schafspelz um die Schulter, der ihnen ein eigenthümliches, wildes Ansehen gibt, vor Allem wenn das Gesicht, unter der spizen Mütze von schwarzem Schafspelz, noch durch einen langen Knebelbart, wie ihn die meisten tragen, an kriegerischem Ausdruck gewinnt.

Die Pferde der Kosaken sind weniger zu loben. Der Kosak ist Pferdehändler und hat daher nur kurze Zeit dasselbe Pferd, auch immer Pferde aus der Gegend, wo er eben steht. Die Peitsche braucht er wie der Tscherkesse. Er trägt unter seinem langen unvermeidlichen Ueberrock eine blaue Jacke mit rothen Aufschlägen. Sporen kennt er nicht. Seine schwarze Lanze reicht von der Erde bis an den Deckel seines wachstuchnen, fußhohen, runden Huts; Sattelpistolen und krummer, einfacher Säbel vervollständigen seine Bewaffnung. Das ist der Gardekosak. Die Kosaken werden viel zu Executionen

auf den adeligen Gütern gebraucht und haben bei solchen Gelegenheiten Kost für sich und Futter fürs Pferd frei. Sie haben keine eigentliche Dienstzeit, sondern sind, gleich den Escherkessen, mehr eine Art Freicorps.

Anders verhält es sich mit der Infanterie. Der russische Soldat wird bekanntlich gepreßt. Im Dunkel der Nacht wird ein Dorf zur Zeit der Recrutirung förmlich überfallen und die wehrbare Jugend fortgeschleppt. Verstümmelungen vorher, Selbstmord nachher, sind in der russischen Armee nichts Ungewöhnliches und es gibt kaum etwas Bejammernswürdigeres, als einen russischen Infanteristen. Und was wartet seiner nach vollendeter Dienstzeit? — Der Staat bekümmert sich nicht weiter um ihn. Hat er noch gesunde Knochen, so wird er Karrenschieber, Holzhacker, Straßenseger, mit einem oder zwei Kreuzen auf der Brust und 50 oder 60 Jahren auf dem Rücken; findet er keine Arbeit, so wird er Bettler wie seine zerschossenen oder erblindeten Kameraden, die duzendweise vor den Kirchthüren liegen und um ein Hungerbrod bitten. Denkt man an die trostlose Zukunft dieser Menschen, an die jämmerliche Verpflegung, solange sie noch Soldat sind, an die barbarischen Strafen, an die gleichgültige, achtlose Art, wie sie im Caucasus hingeopfert werden, und sieht man die erdfarbenen, stumpfen Gesichter dieser auf Lebenszeit Verdammten, dieser maßlos elenden Menschenclasse, — so verschwinden alle sonstigen Schattenseiten dieser Regierung gegen die Art, in welcher sie sich hier an der Menschheit versündigt. An welche geringe Kost der Soldat gewöhnt ist, möge ein Beispiel beweisen. In der Nähe von Steinkeller's Dampfmühle in Warschau bewachen sechs Soldaten einen abgeladenen Transport Schrotmehl; der Hunger treibt sie, einen Sack zu öffnen und sich in einem geborgten Kessel eine Suppe, d. h. Schrot in Wasser, zu kochen. Ein deutscher Arbeiter aus der Mühle sieht die klägliche Zubereitung und bringt ihnen einen Krug voll grünen Maschinenöls hinaus, wie es an den Rädern und Gängen der Maschinen heruntertropft. Diese eckelhafte Sorte Suppenfett nehmen sie mit so viel Dank entgegen, wie etwa Schiffbrüchige nach langer Hungersnoth die erste Nahrung wieder empfangen mögen. So zubereitet wird die Suppe in Hast verschlungen und dann die Bewachung des bestohlenen Schrots wieder begonnen. Wie Jeder, der Hunger und Noth leiden muß, ist der russische Soldat sehr geneigt, fremdes Eigenthum für eigenes anzusehen, und die Ausrede, er suche seinen Obern, ist ihm sehr geläufig, sobald sein unberufenes Erscheinen in Häusern oder Gewölben ihm mißtrauische Fragen auf den Hals zieht. Es versteht sich von selbst, daß er ein Almosen nie von der Hand weisen wird. Im Gegentheil er küßt mit rührender Dankbarkeit den Arm des Gebers, bekreuzigt sich einmal über das andere und murmelt ein Gebet vor sich hin.

Die Knute ist neben dem Hunger seine schlimmste Feindin. Sie wird nicht geschont und selbst die Militair-Bopen wissen von ihren Segnungen sich nicht frei. Beim Exerciren tragen die Officiere und Feldwebel die Knute in der Tasche. Es muß indessen lobend hervorgehoben werden, daß nicht, wie in Oestreich und Deutschland, nur der Gemeine geprügelt wird. So ereignete sich in Samosc der Fall, daß bei der Musikparade der Commandirende einige Dissonanzen in der Musik als Fehler rügte und der Capellmeister sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er den ersten besten Hornisten als den Missethäter bezeichnete, dem dann seine 50 Hiebe zu Theil wurden. Bei der Wiederholung dieselbe Dissonanz, dieselbe Rüge und wieder 50 Hiebe, diesmal zu Gunsten der ersten Clarinette. Der musicalische General besteht aber darauf, das Stück noch einmal und „Kreuzelement“ ohne Mißtöne ausgeführt zu hören. Die schlimme Passage

kommt und die Dissonanz mit ihr. Der Capellmeister hat ein Auge auf die große Trommel geworfen und die 50 Hiebe scheinen ihr gesichert. Da wendet sich aber der General zum Capellmeister selbst und läßt ihm 100 Hiebe aufzählen, „weil wohl ein oder zweimal, aber nicht dreimal dergleichen einem ordentlichen Musikanten passiren dürfe.“

Der äußere Anstrich der Polizei ist von der jetzigen Constablerarmee, wie sie die preussische Metropole schmückt, nicht eben verschieden. Die geheime Polizei wandelt im Rock gemüthlicher Pfahlbürger einher. Die öffentliche Polizei trägt Pickelhauben, Uniform und Säbel. Ganz wie in Berlin, nur ist in Berlin das ganze Institut noch zu neu, um daß man schon jetzt an dasselbe gleiche Ansprüche, wie an die russische Polizei machen dürfte, obwohl anerkannt werden muß, daß z. B. die Bahnhof-Controle am Berlin-Hamburger Bahnhof schon die getreue Copie derjenigen am Warschauer Bahnhofe ist.

Bei der Scheu vor bedruckten Papieren ist es nicht zu verwundern, daß von Zeitungen in Warschau wenig zu sehen ist. Die in Warschau erscheinende Gazeta Godzienna hat kaum die Größe der Lübecker Anzeigen und enthält natürlich höchstens Mittheilungen für diejenigen, welche zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Im Café Lourse findet man das Journal des Débats, le Pays, le Glaneur, den Preussischen Staats-Anzeiger, die Kreuz-Zeitung, letztere beide noch häufig durch Druckerschwärze censirt. Die Gutsbesitzer in Polen und Rußland wissen sich manche Zeitung zu verschaffen, die nicht das Licht des russischen Tages schauen darf, so unter andern die Oderzeitung; doch bleibt diese verbotene Lecture immer ein gefährliches Wagstück, da alle Wege im Reiche des Czaren nach Sibirien führen. Für uns Preußen, ist von traurigem Interesse die echt russische Art von Subvention, welche der jetzt bei uns am Ruder befindlichen Partei in ihrem Organ, der Kreuz-Zeitung, von Seiten der russischen Regierung zu Theil wird. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß den Bürgermeistern in ganz Polen, selbst in solchen Orten, wo kein Wort Deutsch geredet wird, an ihren Gehalten so viel gekürzt wird, als das Zwangs-Abonnement auf die Neue Preussische Zeitung beträgt.

Verlag von **F. V. Herbig**. — Redacteurs: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von **C. E. Elbert**.

So eben ist bei **Immanuel Müller**, Buchhändler in Leipzig, erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Oestreich, Preußen und Deutschland.

Mit einem

Sendschreiben an den Grafen L. Ficquelmont,

von

Dr. Anton Heinrich Springer.

Gr. 8. 5 Bogen in Umschlag broschirt Preis 12 Ngr. oder 40 Kr. C.-M.

Theilweise gegen G. Ficquelmont's bedeutsame Schrift gerichtet, hat Springer's Broschüre zum Hauptzwecke, im Sinne und Interesse der Majorität der östreichischen Völker den Gegenstand der Dresdner Conferenzen einer erschöpfenden Kritik zu unterwerfen. Nachdem Preußens und Oestreichs Ansprüche auf die deutsche Hegemonie historisch abgewogen werden, untersucht der Verfasser das nothwendige Schicksal aller Bundesprojekte, wie sie gegenwärtig vorliegen, erörtert den Plan der östreichisch-deutschen Zolleinigung vom politischen und ökonomischen Standpunkte und gibt die Bedingungen an, unter welchen an die Realisirung eines „**Völkerbundes**“, wohin alle Einigungsprojekte schließlich hinauslaufen, gedacht werden kann. Die vorliegende Schrift schließt sich den früheren historischen und politischen Arbeiten des Verfassers in Form und Auffassung vollkommen an.